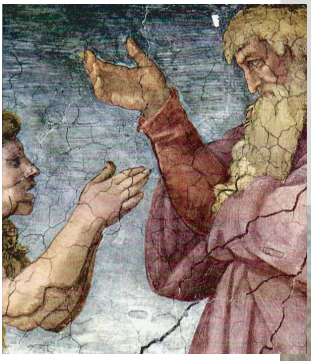
Köpfe für Chemnitz 1

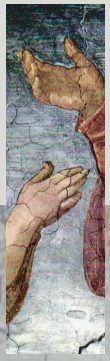
Christoph Fasbender

ET NON SIT TIBI CURA QUIS DICAT, SED QUID DICATUR

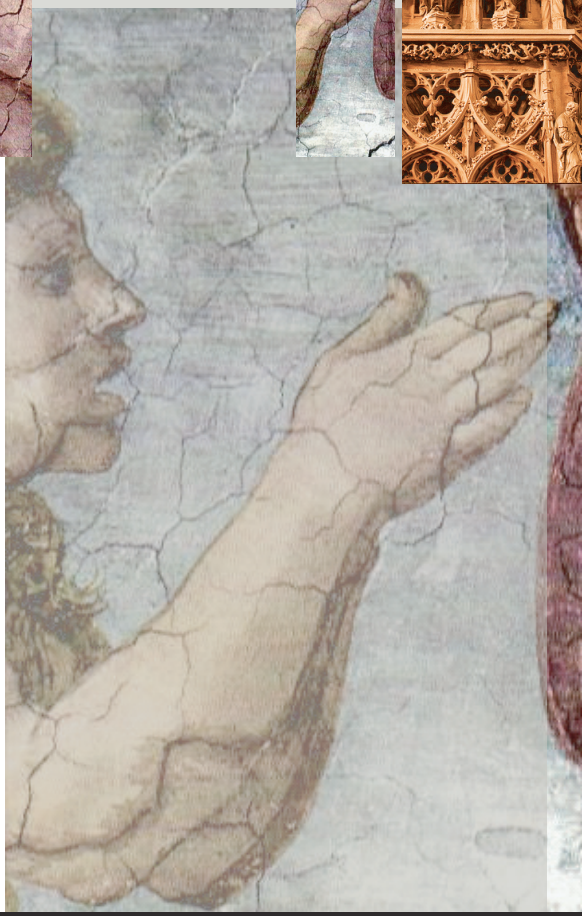
Kleine Gebrauchsgeschichte eines Seneca-Zitates











TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ
1836-2011
175 Jahre

Köpfe für Chemnitz

Antrittsvorlesungen der Philosophischen Fakultät der TU Chemnitz

Köpfe für Chemnitz

Herausgegeben von Christoph Fasbender

Band 1

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben – auch bei nur auszugsweiser Verwendung – vorbehalten.

Copyright © 2011 Philosophische Fakultät der TU Chemnitz

Printed in Germany.

Christoph Fasbender

Et non sit tibi cura quis dicat, sed quid dicatur

Kleine Gebrauchsgeschichte eines Seneca-Zitates

Grußwort des Rektors

Zum Wintersemester 2009/10 hat sich die Philosophische Fakultät der Technischen Universität Chemnitz neu formiert. Aus der alten großen Fakultät gingen die Fakultät für Human- und Sozialwissenschaften und die neue Philosophische Fakultät hervor. Sie umfasst, das neu gegründete Institut für Medienforschung eingeschlossen, nunmehr 7 Institute, an denen 32 Professuren insgesamt 2.658 Studierende betreuen.

Die Philosophische Fakultät ist damit ein wichtiger Bestandteil der TU Chemnitz. Zugleich kommt ihr eine nicht unwichtige Rolle in der Vermittlung zwischen Hochschule und Stadt zu. Vielfach berühren die Forschungen der Fakultät das wissenschaftliche und kulturelle Leben von Chemnitz. Die Fakultät ist aufgefordert, diese Beziehungen kontinuierlich zu pflegen und, wo immer möglich, zu intensivieren.

Die Rektorate der TU haben sich seit der Gründung der Philosophischen Fakultät 1994 darum bemüht, die besten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nach Chemnitz zu berufen. In kleinen Struktureinheiten fanden sie hier optimale Arbeitsbedingungen und eine vergleichsweise großzügige Sach- und Personalausstattung vor. Die besonderen Bedingungen erforderten indes Persönlichkeiten, denen Interdisziplinarität kein Fremdwort sein durfte. Autonomie und Teamfähigkeit mussten Hand in Hand gehen. Die Verbundforschung, die aus dem Blick über das eigene Fach und seine Grenzen hinaus an der TU gewachsen ist, belegt dies hinlänglich. Auch in Zukunft benötigt die Fakultät Persönlich-

keiten, die sich den Herausforderungen des Standortes zu stellen bereit sind. Sie benötigt Kolleginnen und Kollegen mit Profil. Sie benötigt ‚Köpfe'.

Ich wünsche der neuen Philosophischen Fakultät, dass sie den eingeschlagenen Weg mutig und erfolgreich fortsetzt.

Professor Dr. Klaus-Jürgen Matthes

Rektor der Technischen Universität

„Kümmere dich nicht um den, der spricht, sondern achte allein auf das, was gesagt wird“

Kleine Gebrauchsgeschichte eines Seneca-Zitates

Beim Schreiben seiner moralischen Episteln an den jungen Lucilius hatte Seneca es sich zur Angewohnheit gemacht, dem Zögling am Briefschluss denkwürdige Sentenzen als Zugabe (*peculium*) zu verabreichen.[1] In der *conclusio* des Briefes Nr. 12, der das erste Briefbuch abschließt, reflektiert er diese Gewohnheit. Seneca lässt Lucilius argwöhnen, diesmal werde er, was das *peculium* angehe, wohl leer ausgehen. Er scherzt: *Noli timere: aliquid secum fert* („keine Sorge: da kommt noch was!“). Dann zitiert er, ohne den Zitierten zu benennen: *‚Malum est in necessitate uiuere: sed in necessitate uiuere necessitas nulla est.‘* (etwa: „Es ist ein Übel, in Armut zu leben; aber es besteht eigentlich keine Notwendigkeit dazu“). Natürlich ist Lucilius gebildet genug, um sogleich den Urheber der Sentenz zu erkennen, und natürlich empört er sich deswegen nach Kräften: *‚Epicurus‘, inquis, ‚dixit. Quid tibi cum alieno?‘* („Das hat doch Epikur gesagt! Was hast du denn mit solch abwegigen Sachen zu schaffen?“). Doch der Alte erwidert, er werde sogar fortfahren, Lucilius den Epikur nahezulegen, *ut isti, qui in uerba iurant nec quid dicatur aestimant, sed a quo, sciant, quae optima sunt, esse communia*. Diejenigen, die nicht auf das Gesagte hören, sondern allein auf den achten, der es ausspricht, sollten den Grundsatz „optima communia sunt“ beherzigen: dass die besten Güter – allen voran natürlich die geistigen – Gemeinschaftseigentum seien.[2] Seneca, der Stoiker,

legitimiert damit die epikureische Sentenz vom Malum der Bedürftigkeit über eine weitere Sentenz, deren Urheber – nun erwartungsgemäß – ungenannt bleibt. (Der Urheber ist natürlich Seneca.) Mit seiner Sentenz stürzt er eine Rezeptionsbarriere, die über langwierigen Schulstreitigkeiten zwischen Epikureern und Stoikern errichtet worden war und mit der er sorgsam kalkuliert, kurzerhand um.[3] Dass die „optima" „communia" sind, stellt sie in einen Diskurs ohne Autor.

1.

Das Werk des wohlhabenden römischen Rhetors und stoischen Philosophen Lucius Annaeus Seneca, der sich 65 n.Chr. auf Drängen Kaiser Neros in der Badewanne die Pulsadern aufschnitt, hat die Rezeptionsbarriere, die den Heiden und Selbstmörder vom christlichen Mittelalter zu trennen vermocht hätte, offenbar nehmen können. Seneca wurde, obwohl er kein Schulautor war, „durch das ganze Mittelalter hoch geschätzt"[4]. Etliche seiner Sentenzen gehörten, stets als sein geistiges Eigentum ausgewiesen, zum Gemeinschaftseigentum der Gebildeten. Im Zuge christlicher Rezeption erlebte insbesondere die Sentenz aus Brief I/12, dass es nicht wichtig sei, wer spreche, sondern vielmehr darauf ankomme, was gesagt werde, ihre notwendige Transformierung. Dass der Heide Seneca den Christen etwas zu sagen habe, wird bereits auf spätantikem Schlachtfeld ausgemacht. Es gilt im Mittelalter unwidersprochen fort und wird erst, kaum zufällig, von den Humanisten (gleichsam mit dem Textmarker) problematisiert. So konnte etwa der Basler Predigtlehrer Johann Ulrich Surgant seinem ‚Manuale curatorum'[5] (um 1500) ganz unge-

zwungen eine Sentenz aus einem Lucilius-Brief einfügen (*dicit Seneca in epistola quadam ad Lucillum discipulum*). Als der prominente Straßburger Domprediger und Humanist Johann Geiler von Kaysersberg kurz darauf Surgants ‚Manuale' für seine Predigten nutzte, fühlte er sich freilich genötigt, das Seneca-Zitat als Seneca-Zitat eigens zu legitimieren:

> *Sunder auch der frumm heid Seneca, der da spricht ein ryhlich wort das auch nit zu verachten wer gesprochen von einem christenen lerer. Es sol gefallen (spricht er zuo seinem schuoler Lucillo) einem mönschen alles das da gott gefalt, des halben allein das es gott gefallet. Das ist ein mercklicher spruch von einem der ein heid vnd nit Christen waß* (BB 1r).[6]

Herbert Kraume merkte hierzu (in gut humanistischer Tradition) an: „Während die eigentliche Aussage Senecas für so deutlich befunden wird, dass sie keiner weiteren Erklärung bedarf, wird das Außergewöhnliche des Zitats, ein heidnischer Philosoph als Lehrer der Christen, gleich dreimal herausgestellt und legitimiert. Zunächst erhält Seneca sein Epitheton *der frumm heid*, dann wird seine Sentenz mit der eines christlichen Autors gleichgestellt. Der Gegensatz wird schließlich durch den Zusatz *ein heid* nochmals deutlich herausgestellt."[7]

Der fromme Heide Seneca? Wäre da nicht die Quellenangabe ‚Lucilius-Brief', man bezweifelte zunächst, dass die Sentenz, dem Menschen solle alles gefallen, weil es Gott gefalle, von Seneca stammte. Da sie gut stoisch ist, erübrigen sich freilich die Bedenken. Aussagen wie diese machten den *frummen heiden* Seneca zum christ-

lichen Stichwortgeber. Im 4. Jahrhundert kamen Briefe auf, die Seneca mit dem Apostel Paulus gewechselt haben soll. Ihr Ziel war es offenbar, „die Nähe der Stoa zu Grundanschauungen der christlichen Lehre zu dokumentieren und die Beschäftigung mit ‚heidnischer' Literatur zu rechtfertigen".[8] Als Grundlage dieser Beschäftigung war das Gesamtwerk Senecas im Prinzip verfügbar. Zweifelnden Interessenten half der Paulus-Briefwechsel, dessen Echtheit erst vom Seneca-Herausgeber Erasmus von Rotterdam bestritten wurde, halfen aber vor allem die zahlreichen Sentenzen-Kompilationen wie die ‚Proverbia Senecae', ‚De verborum copia' oder ‚De mundi gubernatione'[9], aus denen wiederum Streugut in Florilegien und Dicta-Kataloge abgezweigt wurde. Mehr und mehr vermischte sich Authentisches mit Zugeschriebenem, trübten die Quellen, aus denen zitiert wurde, im Tradierungsprozess bis zum Versickern ein.[10]

Eines der wichtigsten Werke, das die Akzeptanz Senecas im christlichen Mittelalter forcierte, wurde indes – und hier windet sich unsere Spirale ein weiteres Mal – eine Schrift, die gar nicht von Seneca stammte: die ‚Formulae honestae vitae' des spanischen Bischofs Martin von Braga (ca. 515-580), ein anhand der vier Haupttugenden strukturiertes Bekehrungsschreiben an einen Arianer.[11] Martin schrieb darin sein Vorbild Seneca so gründlich aus, dass die kleine Schrift – meist unter dem Titel ‚De quattuor virtutibus cardinalibus' – vom 10. Jahrhundert bis hin zu Petrarca[12] als Werk des Römers galt. Mit der Gedankenwelt Senecas, die in Martins Arrangement „eine praktikable, prägnant formulierte Alltagsethik"[13] belebte, verbreitete der Bischof auch die im Lucilius-Brief gefundene Sentenz über die Urheber-

schaft der „optima communia“: *Non te moveat,* heißt es da*, dicentis auctoritas, nec quis, sed quid dicat intendito*.[14] („Die Autorität des Sprechers sei dir gleichgültig; achte nicht darauf, wer spricht, sondern darauf, was gesagt wird.“). Eine apriorische „auctoritas“ des Sprechers möge das Gegenüber nicht bekümmern. Die *auctoritas* des Sprechers konstituiert sich ausschließlich über den Inhalt des Gesagten. Beide Aussagen – Lucilius-Brief und Pseudo-Seneca – sind in der Substanz deckungsgleich. Es soll daher im folgenden keine Rolle spielen, auf welch verschlungenen Pfaden sie sich durchs Mittelalter geschlagen haben. Wir haben es ja mit einem bald zum Topos[15] verkürzten Dictum zu tun, für das „Entstehungsort und Wanderwege“ zu ermitteln[16] ohnehin ein zu weitläufiges Unternehmen sein dürfte. Man müsste dann nämlich nicht allein Autoren und Werke, sondern im Prinzip auch die Textfestigkeit im Überlieferungsvorgang überprüfen. So ist das Folgende als Gebrauchsgeschichte angelegt, die in Querschnitten spezifische Funktionalisierungen der Seneca-Sentenz aufzeigt. Beginnen möchte ich, an ältere Überlegungen[17] anknüpfend, mit ihrer Indienstnahme im pastoralen Diskurs.

2.

Die Frage nach der Autorität desjenigen, der Gottes Wort verkündet, stellte sich mit dem Ableben Jesu bereits in den frühesten Gemeinden. Vielleicht sprach hier der Älteste, dort der erste, der das Evangelium in sein Haus aufgenommen hatte, vielleicht herrschte anderswo ein Pluralismus der Geistbegabten. Früh schon lassen sich zwei Traditionen ausmachen, die das Predigtamt heilsgeschichtlich zu legitimieren suchen: eine, die es

an den Gottessohn selbst bindet, und eine, die es über das Pfingstwunder auf die Jünger übergehen lässt. Eine Theologisierung der Predigt implizierte das nicht. Wer das Wort verkündigte, spendete noch kein Sakrament. Wir begegnen Ansätzen zu einer solchen Überhöhung der Wortverkündigung erst bei Theologen des 14. Jahrhunderts, die für die Predigt zwischen einer *causa efficiens principalis* (Gott) und einer *causa efficiens instrumentalis* (dem Prediger) unterscheiden. Faktisch bleibt bis dahin die Verkündigung Dienst zunächst außerordentlicher, später dann ordinierter Männer, die sich ganz überwiegend in der Nachfolge der Jünger verstanden. Freilich galt auch für sie, dass sie, wie es Gregor der Große in seiner ‚Regula pastoralis' formulierte, auf dem Berg Zion standen: herausgehoben aus der Gemeinschaft, zu Gott auf-, zu den Menschen herabblickend, verpflichtet zu einer gottgefälligen Lebensweise (*pietas*), die erst den Samen des Wortes auf fruchtbaren Boden fallen lasse. *Vita* und *doctrina* des Predigers müssen übereinstimmen, soll die Predigt erfolgreich sein: *Fecit quod monuit, ostendit quod jussit*.[18] („Er tue selbst, was er predige, und er zeige es an seinen Taten, wozu er uns anweist."). So verkünden es, wie selbstverständlich, die Synoden des Frühmittelalters, und so lehren es auch in der Folgezeit die Homiletiker und Praktiker.

Einer der prominentesten Predigtlehrer des 12. Jahrhunderts ist Alanus ab Insulis.[19] Er ist auch zugleich einer, der die Kongruenz-Forderung an den Prediger im herkömmlichen Sinne erhebt. Auf einem homiletischen Nebenschauplatz führt er freilich das (hier unmarkierte) Seneca-Dictum ein. Der lauschenden Gemeinde empfiehlt Alanus für den Fall, dass ein Prediger im eitlen

Streben nach Beifall (*applausus*) zu sehr sich selbst inszeniere und dabei das Wesentliche vernachlässige: *considerare non debent quis loquatur, sed quid*. („Sie sollen nicht betrachten, wer spricht, sondern was gesagt wird."). Hier beschwichtigt der Homiletiker das Kirchenvolk, und es ist nicht zu übersehen, dass die Sentenz im Begriff ist, sich aus dem homiletischen Diskurs in den seelsorgerlichen herauszuschreiben. Eine offensive Nutzung ist dagegen erstmals im ausgehenden 12. Jahrhundert bei einem Weltkleriker, dem Priester Konrad, zu beobachten. Konrad vergleicht in einer Predigt die Pfarrgeistlichen mit den Trägerfiguren eines Taufbeckens.[20] Es handelt sich um Ochsen, deren Häupter unter dem Beckenrand hervorlugen, während ihre Hinterteile mit den Schwänzen (*zaegeln*) verborgen bleiben. Dies hat der Gemeinde etwas zu bedeuten:

> *daz ouch die erin ohsen iriu houbt her fúr heten gekert unde ir zaegel hin under die toufbottegen, daz sult ir merchen, wan daz bezaichent daz ir iuwerm briester unde iuwerm leraer sult sehen under diu ougen und súlt war nemen waz er iu sage und sult iuch von sim worte unde von siner guoten lere gebezern und súlt aver sins aftern unde sins zagels dehein war nemen; daz ist daz: ob siniu werch niht guot sint, da ne sult ir iuch niht von gepoesern …*[21]

Die Gläubigen sollen ihren Predigern ins Gesicht sehen und sich durch die Qualität ihrer Unterweisung erbauen lassen. Auf die Werke der Prediger sollten sie dagegen nicht achten – ein Zusatz, den der Priester Konrad hier gegen seine lateinische Vorlage einbrachte.[22]

Konrad ist nicht der einzige Fall, bei dem eine jüngere Quelle den Topos von der Inkongruenz von Worten und Werken des Geistlichen gegen die Vorlage einführt. Ähnliches findet sich auch in den ‚Leipziger Predigten'. Deren Verfasser wird nicht müde, den hohen Wert auch eines nach zweifelhaften Grundsätzen lebenden und handelnden Pfarrers zu betonen. Er vergleicht ihn etwa mit der Kerze, die nützliches Licht spende, oder mit der Glocke, die zum heilsbringenden Kirchgang lade. In den ‚Leipziger Predigten' finden wir zugleich den ersten Einsatz des Boten-Topos: *der unture und der bose bote bringet eteswanne als gute botschaft als der gute. man ensol den botin niht an sehn sunder der in da sendet*.[23] Im Bild wandelt sich der Prediger zu einem Medium dessen, *der in da sendet*, assoziiert sich der Wortverkündigung die Sakramentsspendung. Beim Sakrament wirkt bekanntlich Gott selbst, der Priester ist nur sein Medium. Damit ist der entscheidende Schritt zur Entkoppelung der moralischen und rhetorischen Autorität des Sprechers getan. Die ‚St. Georgener Predigten' bringen es auf den Punkt: *swie unsuber er* [der Priester] *ist mit den súnden an sinem leben, so ist aber sin ampt schön und luter und raine*.[24]

Das Gespräch über den Seelsorger war also offen für die Seneca-Sentenz, und die Geistlichen griffen nach ihr. Sie leistete Entlastung, wo eine als beengend, letzten Endes als hinderlich empfundene Verquickung von Person und Amt, von Lebenswandel und Lehre den Priester in Bedrängnis – und die Gemeinde in (spät-donatistische) Heilsungewissheit – brachte. Sie lenkte ab von dem, der da sprach, und half, den Fokus auf das Gesagte zu richten. So konnte sie auch eingesetzt werden in Fällen, in

denen jemand Interesse daran hatte, geistige Urheberschaft ganz zu verschleiern.

Unter einer Handschrift der anonymen ‚Schwarzwälder Predigten' fand Hans-Jochen Schiewer unsere Sentenz als Nachtrag: *Non sit*, heißt es da, *tibi cura quis dicat, sed quid dicatur*.[25] Zunächst hielt Schiewer das „für eine Verlegenheit angesichts anonymer Überlieferung"[26]. Das wäre freilich insofern bemerkenswert, als sich ja der weitaus größte Teil mittelalterlicher Predigtüberlieferung in der Anonymität vollzog. Anonymität dürfte geradezu als Signum der Gattung ‚Musterpredigt' gegolten haben, und nur bei wenigen Ausnahmen ist, wie zur Bestätigung, das Gegenteil einer marktschreierischen Onymisierung zu beobachten.[27] Handelte es sich nun um einen Defekt, der nachträglich kaschiert werden sollte? Oder handelte es sich um konzeptionelle Anonymität? Schiewer nahm letzteres an.[28] Er nahm an, dass die Schaffhausener Fassung eine Art autorisierter Revision der Ausgangsfassung durch ein franziskanisches Kollektiv darstellte. Bei der Überarbeitung versuchten die Franziskaner allerdings, ihre Urheberschaft zu verschleiern. Warum? Das könne, so Schiewer, nur als Schutzmaßnahme gedacht gewesen sein. Die Franziskaner hätten demnach versucht, den Städtern ihre nützliche Predigtsammlung aufzudrängen. Sie hätten aber Sorge gehabt, dass die Stadtbürger sie, weil sie franziskanisch war, nicht gewollt hätten.[29] Also musste Seneca herhalten, um dem brauchbaren Werk die Rezeption zu ebnen.

3.

Den mit Abstand ergiebigsten Fundort für den Einsatz der Seneca-Sentenz im Autorschaft-Anonymitäts-Diskurs stellen Einleitungen und Prologe dar. Hier, am Anfang, war der Ort, an dem Autorschaft gesichert oder bestritten und Anonymität entschuldigt, ggf. aber auch verteidigt werden konnte. Nicht so häufig, aber doch auch gut vertreten, sind Epiloge, Nachworte und Schreiber-Kolophone. Ich greife hier zunächst, den Fall der ‚Schwarzwälder Predigten' ins Grundsätzliche der geistlichen Prosa ziehend, ein weiteres Beispiel für offenbar absichtsvolle Anonymität heraus. Wir finden sie in immerhin 72 von 75 Handschriften des überaus erfolgreichen volkssprachigen ‚Büchleins von der Liebhabung Gottes', als deren Verfasser nur drei Textzeugen den Wiener Burgpfarrer Thomas Peuntner (gest. 1439) nominierten.[30] Die Textgeschichte des Werkes, von dem wenigstens zwei Fassungen zu unterscheiden sind, ist erwartungsgemäß kompliziert. Eine Ahnung davon gibt der Umstand, dass sich vor immerhin 30 ausgewählten Handschriften beider Fassungen der Brief eines ungenannten Kartäusermönchs findet, in dem das Büchlein mit warmen Worten beworben wird.[31] Dass ein anonymer Kartäuser, einem Lektor vergleichbar, einem Opusculum beim Eintreten in die Welt spätmittelalterlicher Frömmigkeit paratextuell den Weg bahnt, ist durchaus kein Einzelfall. Das späte Mitelalter kannte viele „anonyme Kartäuser", die durch ihre geistliche Strenge als fromme Lektoren über jeden Verdacht erhaben schienen und die durch ihr Inkognito zugleich der Demutsforderung ihres Ordens entsprachen.[32]

Nach 1477 gelangte die ‚Liebhabung' dann in den Druck. Die Öffentlichkeit wurde damit unkontrollierbar. Ab der zweiten Auflage[33] wurde nun erwartungsgemäß der beglaubigende Kartäuser-Brief, sozusagen als Klappentext, mit abgedruckt. Doch auch das reichte manchem nicht mehr. Wer war der Autor? Wer verantwortete die Rede? Warum wusste man das nicht? Und wie war angesichts dessen zu verfahren? Ein Besitzer des Druckes sah sich herausgefordert, die Seneca-Sentenz unter sein Exemplar der ‚Liebhabung' zu setzen: *Et quamvis ignoratur eius compositor, credamus tamen verbis Senece dicentis: Non quis sed quid dicat attende.*[34] („Und obwohl sein Verfasser unbekannt ist, glauben wir freilich dem Ausspruch Senecas, der gesagt hatte: ‚achte nicht auf den, der spricht, sondern auf das, was gesagt wird.'"). Die Sentenz ist hier explizit zu einer Art „Glaubens"-Satz geworden. „Seneca hat gesagt: es ist egal, wer etwas gesagt hat."

Am Übergang von der geistlichen Prosa zur Wissensliteratur, der ich mich im Folgenden zuwende, steht das in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstandene ‚Elucidarium' des Honorius von Autun. „Es behandelt im ersten Buch Gott, die Erschaffung von Engeln und Menschen, ersten und zweiten Sündenfall, Inkarnation und Erlösung, im zweiten den Menschen zwischen Gut und Böse sowie die Sakramente der Kirche, im dritten die Eschatologie."[35] Honorius hat über 25 echte Werke verfasst, das vermeldet ein glücklich überkommenes Schriftenverzeichnis. Ansonsten wissen wir so gut wie gar nichts über ihn. Vielleicht war er Schottenmönch an St. Jakob in Regensburg. Auf seine Anonymität jedenfalls legte er großen Wert. Auch im Prolog zum ‚Elucida-

rium‘ beharrte er darauf, ungenannt zu bleiben.

Das hat den Lesern des späteren Mittelalters natürlich nicht gepasst, und die Vermittler in die Volkssprache brachte es in Schwierigkeiten. Besondere Aufmerksamkeit verdient in unserem Zusammenhang die vollständige Übertragung in einer Handschrift der Bayerischen Staatsbibliothek. Der Übersetzer, unzufrieden mit Honorius‘ Beharren auf Anonymität, „führt zur Rechtfertigung dieses Verhaltens eine weitere Autorität an“:

> *Es sprichet ein heiliger maister Ysiderus: Enruech wir, wer ein dingk sprech, sunder merck wir, was er sprech, das ett guett sey. Davon enruech wir, wie der maister ditz puechlein haisse, schreib er vns ett, das guet sey* (Cgm 224, Bl. 2r).[36]

Hier sagt nun der *heilige* Bischof Isidor von Sevilla (wohl versehentlich) Senecas Text auf, dass es nämlich egal sei, wer da spreche.[37] Die irrtümliche Zuschreibung verifiziert das Zitierte.

4.

Mit der kosmologischen Heilslehre des Honorius befanden wir uns bereits an der Schwelle zur Wissensliteratur im engeren Sinne. Klopfen wir nun an die Portale von Schule und Universität als den Horten des vormodernen Wissensystems, in denen es von Anfang an auf die Gärtner – besser vielleicht: die Pelzer – des Wissens ankam. Im Grunde formierte sich der abendländische Lektürekanon bereits im augusteischen Zeitalter, als Vergil und Ovid, noch lebend, Gegenstand des Schulunterrichts waren. Kanonbildung ist das Merkmal des vormodernen

Wissenssystems schlechthin. Spätestens im 14. Jahrhundert hatte man als eiserne Wissensration die ‚Auctores octo' beisammen, die allein im 15. Jahrhundert europaweit mindestens 25 Druckausgaben erlebten.[38] Eine seit den frühen Vergil-Kommentaren gepflegte Tradition der ‚Accessus ad auctores' riss bis ins Spätmittelalter nicht ab. ‚Accessus' wurden kommentarbedürftigen Werken vorgeschaltet. An einer Reihe von Punkten (*circumstantiae, causae*) handelte man alles Wesentliche ab: Autor, Datierung, Entstehungsumstände, Nutzanwendung.[39] Tapfer hielt man auch dort Autoren wie Äsop und Cato hoch, wo man es besser hätte wissen können.

Ein schönes Beispiel für das Ringen mit unfreiwilliger und nicht akzeptierter Anonymität ist die Einleitung des Dresdener Rhetorik-Lehrers Nikolaus von Dybin in seinen Kommentar zum ‚Laborintus' Eberhards des Deutschen.[40] Eberhards Werk stammte aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Es war also bereits 150 Jahre alt, als Nikolaus es seinen Schülern näherbrachte. Sein Titel ‚Laborintus' geht auf den *labor*, die Mühe, zurück, nicht, wie bereits früh glossiert und von hämischen Humanisten dankbar aufgenommen wurde, auf das Labyrinth. Gemeint ist die Mühe des Lehrers. Im narrativen Rahmen zu den etwa tausend Versen schildert Eberhard das unglückliche Los des Schulmeisters, das ihm die Natura bereits im Mutterleib ankündigt, dem Kleinkind die bekümmerte Fortuna bestätigt und dem unterwiesenen Schützling die Poesis abschließend nochmals vor Augen hält. Im Kern bietet der ‚Laborintus' dann eine traditionsgesättigte Grammatik in Versen.

An der Vorrede Nikolaus' von Dybin zu diesem Schulbuch-Klassiker lässt sich die bereits angedeutete

Überlieferungsproblematik verdeutlichen. Der Textkörper ist, wie bei einem im Gebrauch befindlichen Schultext nicht anders zu erwarten, in der Überlieferung teils zerfasert, teils zerstückelt, teils regelrecht filetiert worden. Wenigstens vier verschiedene Fassungen sind auf uns gekommen.[41] Die Länge der Fassungen variiert beträchtlich, eine rasche Orientierung ist nicht leicht möglich. Das entsprechende Zitat erscheint jeweils im Zusammenhang der *causae* und dabei zunächst der Frage nach der *causa efficiens*, also dem Autor des zu kommentierenden Werkes.[42] Hier wird nun intensiv nachgeforscht. Nikolaus referiert die Forschung. Manche behaupteten, die *causa efficiens* sei ein Magister Ebidus, Rektor an einer Schule in Bithinia, gewesen.[43] In einer Prager Handschrift (Archiv Prazského Hradu, O 43 [aus dem Metropolitankapitel]) lesen wir den Zusatz: *de causa tamen efficiente non est multum curandum* [„um den Verfasser braucht man sich nicht weiter zu kümmern"] *teste seneca: „Non quis dicat, sed quid dicatur attendendum est."*[44] In etwa denselben Wortlaut bietet auch eine Danziger Handschrift (S. 262 [4-8]). Ein Augsburger Codex (Staats- und Stadtbibliothek, 2° Cod. 214) weist den ‚Laborintus' dagegen unter Berufung auf Senecas „sententia" *„Non te moueat dicentis autoritas, sed quid dicatur, attende!"* einem Pariser Magister und Rektor in Bremen zu (S. 265 [39-42]). Eine Grazer Handschrift kennt beide möglichen Zuschreibungen.[45] In einer weiteren Prager Überlieferung (Národni knihovna Ceské Republiky, XII B 12) fehlte der Seneca-Nachweis zunächst und wurde erst später auf Höhe des Satzes *sed quidquid sit, de isto non est advertendum* am Rand nachgetragen (S. 256 [8-8a]).

Die einzelnen Handschriften von Nikolaus' Kommentar in Eberhards Schulbuch bieten also allesamt das Seneca-Dictum, weisen allerdings Unterschiede im Wortlaut auf. Diese Unterschiede könnten zum Teil darauf zurückgehen, dass Nikolaus seine Eberhard-Vorlesung immer wieder hielt und dabei Änderungen vornahm. Zum Teil könnten sie auch daraus resultieren, dass Nikolaus' Einleitung von anderen Hochschullehrern in deren Vorlesungen benutzt und wiederum entsprechend kommentiert wurde. Da aber nicht nur Vorlesungen weiterverwendet, sondern auch studentische Mitschriften von anderen Studenten abgeschrieben (und dabei verändert) wurden, könnten die Änderungen auch beim studentischen Abschreiben entstanden sein. Erklärungen für Varianz haben also den Status von Hypothesen. Immerhin in der Augsburger Handschrift dürfte das ausdrücklich als Sentenz gekennzeichnete Zitat Eigenleistung des Bearbeiters sein. Der Band, der wohl in den 1460ern im frühhumanistischen Universitätsmilieu[46] entstanden ist, enthält nämlich außer dem ‚Laborintus' noch Martins von Braga eingangs erwähntes Werk ‚De quattuor virtutibus cardinalibus'.[47] Die Textform entspricht hier beinahe wörtlich der des mitüberlieferten Pseudo-Seneca.

Gleichviel. Die Funktion des Zitates im Kontext der Einleitung in ein anonym oder unter verschiedenen Namen tradiertes Werk ist in allen Fällen identisch. Da der Kommentator Nikolaus[48] vorgibt, mit einem Bedürfnis seiner Leser nach dem Namen der kommentierten Autorität (Eberhard) zu rechnen, dem er nicht nachkommen könne, zieht er sich auf die durch die Hörer und Leser selbst zu überprüfende Qualität des Werkes zurück: sie

sei wichtiger als die Person der *causa efficiens*. Dass er mit dieser Unterstellung nicht ganz falsch lag, zeigt sich im Grunde an der Augsburger Handschrift. Deren Redaktor konnte seinem Publikum zwar keinen Namen anbieten, aber doch immerhin das Prädikat eines Pariser Studienabschlusses und Bremen statt Bithynien (recte: Béthune). Letzten Endes scheint damit ausgerechnet im Schulbuchbetrieb, der nicht erst seit gestern kaum mehr als Kompilationen feilbietet, ein Onymitätszwang bestanden zu haben. Es bedurfte einer Absicherung der dargereichten Lehre durch die Dignität eines nominierbaren Lehrers. Bis ins Zeitalter des Humanismus schleppten so die kanonisierten Lehrwerke des Elementarunterrichts Verfassernamen als Synonyme für bewährte Tradition mit sich. Fanden die Kommentatoren nichts vor, was sich hinlänglich sichern ließ, kam über kurz oder lang Seneca ins Spiel.

5.

Die Polyfunktionalität der Sentenz zeigt sich auch in meinem nächsten Beispiel. Es handelt sich dabei um einen interessanten Fund, den ein Kollege aus Basel vor ein paar Jahren präsentierte. Er entdeckte die erste deutsche Übersetzung des von Christine de Pizan 1410 verfassten ‚Livre des fais d'armes et de chevalerie' (ein ‚buoch von dem vechten und von der ritterschafft').[49] Christine hatte den ‚Livre' dem jungen Dauphin gewidmet, „dessen militärische Kenntnisse und Fähigkeiten damit gefördert werden sollten. [...] In den ersten acht Kapiteln des ersten Buches setzt sich Christine mit dem Konzept des gerechten Krieges auseinander. Im zweiten Buch erörtert sie Belagerungstechniken, die im Mittel-

alter besonders wichtig sind: Sowohl die Vorbereitungen auf den Sturmangriff, wie auch die Verteidigung von Burg und Stadt werden erläutert."[50] Das vierte Buch befasst sich mit dem Kriegsrecht, wofür Christine zusätzliche Quellen hinzuzog.

Christine war 1410 bereits eine routinierte politische Schriftstellerin. Um 1400 hatte sie den ‚Sendbrief Othéas an Hector' verfasst; 1405 folgte die Lebensbeschreibung Karls V., 1406/07 der ‚Livre du corps du policie', eine Staatslehre als Fürstenspiegel, aus deren zweitem Buch sie 1410 ihr ‚Buch vom Waffenhandwerk' ableitete. Obwohl die Verfasserin also seit geraumer Zeit Themen aus der Lebenswelt des französischen Adels traktierte, rechnete sie gerade im Prolog zum ‚Waffenhandwerk' mit Vorbehalten ihrer männlichen Leser. Dem *aller höchest und edelst ampt der ritterschafft* empfiehlt sie,

> *das si nit fúr úbel haben, das ich frow mich beladen hab ze sagende von semlicher materýen, sunder das si nachuolgende syend der lere des meisters Seneck, der da spricht: ‚Nitt enacht, was man seitt, sunder merck, welle guote wortt sind.'*

Der Herausgeber merkt zur Stelle kritisch an: „statt *was man* muss es heißen: *wer*. Fehler schon in der frz. Vorlage, vgl. den korrekten Text in Paris BN 603" usf.[51]

Der Kommentar, für den der Herausgeber offenbar weitere Handschriften und Textausgaben verglichen hatte, ist ausgesprochen hilfreich. Allerdings deutet er selbst auf seine Grenzen, wenn angemerkt wird, dass auch die englische Übertragung des Fecht- und Waffenbuches, die der Drucker, Verleger und Übersetzer William Caxton im ausgehenden 15. Jahrhundert vornahm, densel-

ben „Fehler“ aufweist: *retche the not what they saye / soo that the wordes be good*.[52] Die Annahme einer gemeinsamen, mutmaßlich korrupten Quelle[53] mag den Seneca-Philologen zufriedenstellen; mich überzeugt er nicht so recht. Hätten nicht alle beteiligten Bearbeiter – der Schreiber der französischen Handschrift, der Berufsliterat Caxton, der alemannische Übersetzer sowie die jeweiligen Vermittler, also mindestens fünf Personen – das vermeintlich beschädigte Zitat an exponierter Stelle leicht bessern können? Wohl, doch hätte es ihnen zunächst anstößig erscheinen müssen, was offenbar nicht der Fall war. Der Text ist vielmehr auch ohne Besserung sinnvoll. Wenn ich ihn recht verstehe, empfiehlt der Geschäftsmann Caxton seinen Lesern, nicht auf diejenigen zu hören, die das Werk kritisieren (*what they saye*), sondern allein auf den vorliegenden Text zu sehen. Das Interesse, üble Nachrede abzufangen, dürfte unmittelbar auf die Verfasserin zurückgehen; spricht Christine doch von sich selbst als einer fatalen Frau, die nicht mit Kunkel, Garn oder *andern husheblichen sachen* umgehe (Z. 29), sondern mit Dingen, die das *edelst ampt der ritterschafft* antreffen.

Diejenigen, die das kühne Vorhaben oder das fertige Werk kritisieren, erscheinen demgegenüber in der alemannischen Übersetzung noch weiter entpersonalisiert (*man*). Man könnte daher vielleicht die Indienstnahme des Topos für ein ganz anderes Thema argwöhnen. Womöglich werden die Rezipienten dazu aufgefordert, nicht auf den Wortlaut der Übersetzung zu achten (*was man seitt*), sondern allein auf die korrekt wiedergegebenen Inhalte (*merck, welle guote wortt sind*). Also: „Achte nicht auf den Buchstaben, sondern erfasse die Substanz

des Gesagten.“ Träfe diese Lesart zu, zeigte der Übersetzer hier demnach außer seiner Bescheidenheit die Vertrautheit mit grundsätzlichen Problemen seines Handwerkes: etwa, dass es im Dienst bestimmter Vermittlungsabsichten erforderlich sein kann, nicht „Wort aus Wort“, sondern „Sinn aus Sinn“ zu übertragen. Und das ist bei einem Fachbuch auch nur sinnvoll, wiewohl *der meister Seneck* das so nie gesagt hat.

6.

„N’importe, qui parle“ – damit stieß, es ist noch gar nicht so lange her, ein Exponent der Postmoderne eine leidenschaftlich geführte Debatte in den Philologien an. Die überlieferungsgeschädigten Mittelalter-Philologien haben sich ihr, wen wundert’s, mit Enthusiasmus hingegeben. N’importe, qui parle? Bereits Seneca hat das dem Lucilius ins Stammbuch geschrieben, aber er meinte: Wenn das, was gesagt wird, richtig ist, dann toleriere, wenn es von einem Andersdenkenden stammt. Die mittelalterlichen Prediger des Gotteswortes versuchten, sich mit diesem Dictum der menschenunmöglichen Forderung nach totaler Übereinstimmung von Leben und Lehre zu entwinden. Die Schul- und Hochschulmeister verbargen mit der Phrase gegenüber den Studenten großartig ihre Unwissenheit angesichts anonymer Überlieferung, und die Fachschriftstellerin schob damit falsche Erwartungen an ihre Kompetenz in ‚Männersachen‘ beiseite. Ihnen allen war gemein, dass sie die Verkündigung über den Verkündigenden, die Botschaft über den Boten stellten. Das ist, wenn man’s etwas grundsätzlicher fassen möchte, ein Paradigma abendländischer Welterfassung. Unsere rationalistische Kultur hat es mit

einem kategorischen Imperativ versehen: sieh hinweg über den fehlbaren Mittler, prüfe allein das Vermittelte. Eine Forderung, die im dualistischen Kosmos des Mittelalters irgendwann an ihre Grenzen stoßen musste: in dem Moment nämlich, in dem der Leibhaftige selbst seine Stimme erhebt.

Darf man auf den Teufel hören, wenn er dem Menschen etwas Richtiges, etwas Nützliches zu raten scheint? Eingangs des 15. Jahrhunderts hatte der Heidelberger Theologe Nikolaus Magni von Jauer[54] einen Traktat über den Aberglauben verfasst. Der Text fußt weitgehend auf Thomas von Aquin. Das Werk erfreute sich wohl auch deswegen großer Beliebtheit[55], weil Magni im zweiten Teil eine breite Palette möglicher abergläubischer Handlungen ausbreitete. Das interessierte den Pfarrer, der die Beichte hörte, aber natürlich nicht nur ihn. Dem Verfasser ging es freilich, wie bereits angedeutet, um etwas anderes. „Der Traktat verfolgt zwei Hauptfragen: die erste, ob es dem Teufel möglich sei, durch Täuschungen in die Seele des Menschen Gutes oder Böses zu bringen; die zweite, ob es dem Menschen erlaubt sei, im Falle des Guten die Dienste anzunehmen".[56]

Magni schaltet seiner Deduktion einen Überblick über die Argumentationsmöglichkeiten vor. Für eine positive Beantwortung der zweiten Frage führt er folgendes an:

> *Pro secunda parte quaestionis arguetur: Quia a quacumque dicitur semper est recipiendum et eo quis uti possit ad bonum suum, quia ‚non est curandum', secundum Senecam, ‚quis dicit, sed quid dicatur': ergo, si dyabolus dicat verum nos-*

ter hoc alicui ministrando ipse uti possit eius ministerio ymmo et eius auxilio.[57] „Zum zweiten Teil der Quaestio ist so zu argumentieren: Weil, wie es immer gesagt wird, von überall das anzunehmen ist, was zum Guten gebraucht werden kann, nach Seneca: ‚Nicht wer etwas sagt, sondern was gesagt wird', können wir folglich, wenn der Teufel uns wahrhaftig seinen Dienst anbietet, seine Hilfe und seinen Dienst annehmen."[58]

In der tatsächlichen Abhandlung der zweiten, noch einmal dreigeteilten Quaestio, wird Magni dann erwartungsgemäß gegen die Indienstnahme des Bösen argumentieren. Aus drei Gründen wird sie abgelehnt: „Gottes wegen, weil die Verehrung Gottes dies nicht zulässt, des Menschen wegen, der sich damit in Sünde und Unglauben begibt, und der Dämonen wegen, die nie Gutes, sondern immer nur Böses beabsichtigen."[59]

Als der Münchener Arzt und Diplomat Johannes Hartlieb 1455/56 im Auftrag des Markgrafen Johanns des Alchimisten von Brandenburg-Kulmbach sein ‚Buch aller verbotenen kunst'[60] abfasste, folgte er Nikolaus Magni bis ins Detail.[61] Auch Hartlieb führt das Dictum Senecas, den er als *Seneca der hochgelert* anpreist, zunächst als Argument für teuflische Dienste ins Feld. In kernigem Bayrisch: *‚acht nit, wer redt, merck nur, was man redt'. Ob nu der tuiffel etwas riett, das güt bedeütet, warvmb solt man jm nit volgen?* (6,4) Natürlich argumentiert auch Hartlieb gegen die Indienstnahme Satans, der die Menschen intellektuell schlichtweg aussteche: *wann wie wol der mensch gutz verstätt, so ist doch der tuiffel so tusentlistig, das er kain sach tut, dann dem menschen läg vnd strick zu setzen etc.* (6,17).[62]

So markiert der Teufel, markiert die christliche Dämonologie gleichsam die Reichweite der Seneca-Sentenz. In den nun beinahe 15 Jahren, in denen ich spätantike, mittelalterliche und nachmittelalterliche Belege für die Verwendung der Seneca-Sentenz gesammelt habe, ist mir noch manches untergekommen, was sich als Beispiel hier oder dort hätte angliedern lassen. Seneca als Sedativum für enttäuschte Hörer oder Leser, Seneca für Schulterzucker und Seneca gegen Besserwisser, Seneca als Maske. „Seneca sagt: es ist nicht wichtig, wer etwas sagt“: dieser Satz erklärt auf eindrückliche Weise den Mechanismus und die Grenzen der mittelalterlichen Welt. Trotz oder wegen aller Überlieferungsverluste, all der absichtslos unter dem Ballast der Jahrhunderte verschütteten Urheber, trotz oder wegen alles Vergessens und alles Verschweigens: Ein Sprechen, das nicht durch eine nominierbare Größe verantwortet werden konnte, wurde als problematisch empfunden. Autorschaft verbürgte Autorität. Es kümmerte, wer sprach.

Ich will nicht schließen, ohne wenigstens eine Linie anzudeuten, die weiter zu verfolgen sich möglicherweise lohnen könnte. Sie strebt auf das Zentrum meines Faches zu, führt aber darüber hinaus auch in andere Philologien und überhaupt all jene Bereiche, in denen narrativ Identität konstruiert wird. Es wäre einmal zu untersuchen, inwieweit literarische Personenidentität an das Paradigma der Übereinstimmung von Leben und Lehre, von Wort und Handlung, geknüpft ist. Vereinfacht: In der Regel gibt in der Literatur der gute Mensch einen guten Rat, während der böse zum Bösen verleitet. Die Typik der Figuren will es so. Was aber passierte, wenn sich in besonderen Fällen die Aussage vom Aussagen-

den ablöste? Wenn der Böse einen guten Rat gäbe, der Gute einen bösen? Die Figuren hörten dann wohlauf, Figuren zu sein. Sie verlören für den Leser das Typenhafte, das Berechenbare. Indem sie aus der Schematik ausbrächen, stünden sie schließlich nur mehr für sich selbst. An die Stelle einer Rollen-Identität träte etwas, das man eine Fiktion von Individualität nennen könnte. Dies aber wäre ein anderer Vortrag.

Für Albrecht Schöne
in dankbarer Erinnerung

1 Ich zitiere: L. Annaeus Seneca, Philosophische Schriften. Lateinisch und deutsch. III: An Lucilius. Briefe 1-69. Lateinischer Text von Francois Préchac, hg. von Manfred Rosenbach, Darmstadt 1974; L. Annaeus Seneca, Epistulae morales ad Lucilium. Briefe an Lucilius über Ethik. 20 Bücher. Lateinisch/deutsch, hg. von Franz Loretto [Buch I-V], Rainer Rauthe [Buch VI] und Hans Gunermann, Stuttgart 1985 ff. – Ich habe die vorliegenden Überlegungen in modifizierter Form schon einmal ins Gespräch gebracht. Vgl.: Non sit tibi cura quis dicat, sed quid dicatur, in: Anonymität und Autorschaft, hg. von Stephan Pabst, Berlin und New York 2011. Ich danke Herausgeber und Verlag für die freundliche Genehmigung zum erweiterten Wiederabdruck.

2 Entsprechend argumentiert Seneca in II, 16 und insbesondere IV, 33. „Seneca will sagen: Allgemeingültige treffende Äußerungen sind nicht geistiges Eigentum eines einzigen Denkers (in diesem Falle Epikurs), sondern entstammen sozusagen der Volksweisheit, aus der sie von Dichtern, Philosophen und Schriftstellern geschöpft werden." (Loretto 1987, S. 69).

3 Senecas Epikur-Empfehlung wird explizit vom Philosophen in Abälards ‚Dialogus inter Philosophum, Iudaeum et Christianum' thematisiert. Er beruft sich auf ein der Philosophie Epikurs angemessenes Verständnis der voluptas (hedoné), das spätere Generationen zu dessen Ungunsten simplifiziert hätten (hg. H. W. Krautz, Frankfurt 1995, S. 128 par.). Kronzeuge eines korrekten Verstehens sei Seneca, „jener größte Erbauer der Moral und [...] einer äußerst enthaltsamen Lebensführung".

4 Peter Ochsenbein, „der wise heidenische meister Seneca sprichet. Seneca-Dicta in der deutschen Literatur des Spätmittelalters", in: Florilegien – Kompilationen – Kollektionen. Literarische Formen des Mittelalters, hg. v. Kaspar Elm, Wiesbaden 2000 (Wolfenbütteler Mittelalter-Studien 15), S. 25-37, hier S. 25; vgl. Nikolaus Henkel, „Seneca d. J., Lucius Annaeus", in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon [im folgenden: VL], Bd. 8, Berlin und New York 1992, Sp. 1080-1099.

5 ‚Manuale', Consideratio 18 (‚Regulae vulgarisandi'), f. 40r-42r; Text nach Dorothea Roth, Die mittelalterliche Predigttheorie und das Manuale Curatorum des Johann Ulrich Surgant, Basel 1956 (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 58), S. 176f.; Herbert Kraume Die Gerson-Übersetzungen Geilers von Kaysersberg. Studien zur deutschsprachigen Gerson-Rezeption, München 1980 (MTU 71), bes. S. 194-223; Franz Josef Worstbrock, „Surgant, Johann Ulrich", in: VL (wie Anm. 4), Bd. 9 (1995), Sp. 544-547.

6 Ähnliche Seneca-Dicta bei Ochsenbein 2000 (wie Anm. 4), S. 36f.
7 Kraume 1980 (wie Anm. 5), S. 211.
8 Henkel 1992 (wie Anm. 4), Sp. 1084.
9 Übersicht bei Henkel 1992 (wie Anm. 4), Sp. 1083-1087.
10 Vgl. Ochsenbein 2000 (wie Anm. 4), S. 27. Eine sehr vorläufige Überlieferungsübersicht der Seneca-Dicta ebd., S. 30f. Leider wird in Ochsenbeins Präsentation nicht ersichtlich, ob und in welchem Umfang Quellenagaben zu den Dicta überliefert werden. Bei den inhaltlichen Schwerpunkten (S. 33-37) wird erwartungsgemäß rasch deutlich, dass Seneca nicht nach seinem eigenen Gewicht, sondern nach den Interessenschwerpunkten eines christlichen Publikums exzerpiert wurde. Insofern liefern die Dicta überwiegend das, was auch andere Autoren des Mittelalters zu Armut, Geiz, Tod und Sünde geliefert hätten.
11 Martini Episcopi Bracarensis Opera omnia, hg. C.W. Barlow, New Haven 1950.
12 ‚Seniles' II, 4; vgl. Henkel 1992 (wie Anm. 4), Sp. 1084.
13 Henkel 1992 (wie Anm. 4), Sp. 1084.
14 Barlow 1950 (wie Anm. 11), S. 240, 49f. Vgl. Seneca, Opera omnia, Bd 19, Pisa 1984, S. 71.
15 Vgl. Ernst Robert Curtius, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, Bern 1948, S. 79f.
16 Stefan Goldmann, „Zur Herkunft des Topos-Begriffs von Ernst Robert Curtius", in: Euphorion, 90 (1996), S. 136.
17 Ch. F., „Worte und Werke. Stationen und Funktionen eines Toposgeflechtes in der Predigtliteratur des Mittelalters", in: Predigt im Kontext. Internationales Symposium am Fachbereich Germanistik der Freien Universität Berlin im Dezember 1996, hg. von Volker Mertens, Hans-Jochen Schiewer und Wolfram Schneider-Lastin, Berlin und New York 2011 [im Druck].
18 Homilie auf den zweiten Sonntag nach Ostern (Sp. 1127 C).
19 ‚Summa de arte predicatoria', Sp. 114 A.
20 Volker Mertens, Das Predigtbuch des Priesters Konrad. Überlieferung, Gestalt, Gehalt und Texte, München 1971 (MTU 33), S. 124, 10-19; Regina D. Schiewer, Die deutsche Predigt um 1200. Ein Handbuch, Berlin und New York 2008, S. 29.
21 Zitiert nach Schiewer (Anm. 20), S. 29.
22 Vgl. Mertens 1971 (wie Anm. 20), S. 139 Anm. 54. Auch an anderer Stelle bringt Konrad in ähnlicher Absicht zusätzliches Material. Vgl. hierzu Schiewer 2008 (wie Anm. 20), S. 118.
23 Anton Emanuel Schönbach, Altdeutsche Predigten, Bd. 1, Graz 1886, S. 243, 25ff.

24 Karl Rieder, Der sogenannte St. Georgener Prediger aus der Freiburger und der Karlsruher Handschrift, Berlin 1908 (DTM 10), S. 7.
25 Vgl. Hans-Jochen Schiewer, „Eine Sammlung von Sonn- und Festtagspredigten des Schwarzwälder Predigers in der Stadtbibliothek Schaffhausen", in: Schaffhauser Beiträge zur Geschichte, 62 (1985), S. 15-30; ders., „Et non sit tibi cura quis dicat sed quid dicatur. Entstehung und Rezeption der Predigtcorpora des sog. Schwarzwälder Predigers", in: Die deutsche Predigt im Mittelalter. Kontakte und Perspektiven, hg. von Volker Mertens und Hans-Jochen Schiewer, Tübingen 1992, S. 31-53.
26 Schiewer 1992 (wie Anm. 25), S. 46.
27 „Onymisierung" hier im Anschluss an Gérard Genette, Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches, Frankfurt/M. 2001 (stw 1510), S. 43-45. Sie ist auffällig insbesondere in der Berthold von Regensburg zugeschobenen Predigtliteratur, wo der Name „Berthold" gleichsam als Gattungsindikator fungiert; vgl. Dagmar Neuendorff, „Bruoder Berthold sprichet – aber spricht er wirklich?", in: Neuphilologische Mitteilungen, 2000, S. 301-312.
28 Schiewer 1992 (wie Anm. 25), S. 46.
29 Zusammenfassend Hans-Jochen Schiewer, ‚Die Schwarzwälder Predigten'. Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte der Sonntags- und Heiligenpredigten. Mit einer Musteredition, Tübingen 1996 (MTU 105), S. 328-334.
30 Vgl. Bernhard Schnell, Thomas Peuntner ‚Büchlein von der Liebhabung Gottes'. Edition und Untersuchungen, München 1984 (MTU 81), S. 11f.; ders., „Peuntner, Thomas", in: VL (wie Anm. 4), Bd. 7 (1989), Sp. 537-544, bes. Sp. 540; Burghart Wachinger, „Autorschaft und Überlieferung", in: Autorentypen, hg. von Walter Haug und Burghart Wachinger, Tübingen 1991 (Fortuna vitrea 6), S. 1-28, bes. S. 3f. Wachinger hält die anonyme Überlieferung des ‚Büchleins' für unbeabsichtigt. Das ist ganz unwahrscheinlich. Auch der vergleichbare dt. Traktat ‚Erchantnuzz der sund' des Wiener Theologen Heinrichs von Langenstein ist in den meisten Handschriften (über 70) anonym überliefert.
31 Vgl. Schnell 1984 (wie Anm. 30), S. 46-49.
32 Vgl. Ch. F., „Die deutsche Philologie und das Erbe der Kartäuser", in: Das Erbe der Kartäuser, hg. von Jürg Ganz und Margit Früh, Salzburg 2000 (Analecta Cartusiana 160), S. 134-144, hier S. 140f.
33 Die erste Auflage stammt aus der Offizin Konrad Fyners, der 1477/78 von Graf Eberhard im Bart nach Urach geholt wurde und exklusiv im Umfeld und mit Unterstüt-

zung der frommen Brüder vom gemeinsamen Leben druckte.
34 Hermann Maschek, „Der Verfasser des Büchleins von der Liebhabung Gottes“, in: Zentralblatt für Bibliothekswesen, 53 (1936), S. 361-368, hier S. 368 Anm. 2.
35 Hartmut Freytag, „Honorius“, in: VL (wie Anm. 4), Bd. 4 (1983), Sp. 122-132, hier Sp. 124.
36 Dagmar Gottschall, Das ‚Elucidarium‘ des Honorius Augustodunensis. Untersuchungen zu seiner Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte im deutschsprachigen Raum mit Ausgabe der niederdeutschen Übersetzung, Tübingen 1992 (TTG 33), S. 113.
37 Wahrscheinlich hat der Übersetzer nach einer Sammlung gearbeitet, die unter ihrem Incipit ‚Isidorus spricht‘ u.a. neun Seneca-Sentenzen bietet. Vgl. Ochsenbein 2000 (wie Anm. 4), S. 31.
38 Dazu Nikolaus Henkel, Deutsche Übersetzungen lateinischer Schultexte. Ihre Verbreitung und Funktion im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, München 1988 (MTU 90), S. 9f.
39 Vgl. Almut Suerbaum, „Accessus ad auctores: Autorkonzeptionen in mittelalterlichen Kommentartexten“, in: Autor und Autorschaft im Mittelalter. Kolloquium Meißen 1995, hg. von Elizabeth Andersen u.a., Tübingen 1998, S. 29-37.
40 Vgl. Franz Josef Worstbrock, „Eberhard der Deutsche“, in: VL (wie Anm. 4), Bd. 2 (1980), Sp. 273-276.
41 Hans Szklenar, Magister Nicolaus de Dybin. Vorstudien zu einer Edition seiner Schriften. Ein Beitrag zur Geschichte der literarischen Rhetorik im späteren Mittelalter, München 1981 (MTU 65): „zur Zeit ist die Frage, was wirklich Dybinisch ist, wo die Bearbeiter gekürzt oder erweitert haben und inwieweit unterschiedliche Fassungen bereits Dybin selbst zum Urheber haben, noch nicht zu beantworten.“ (S. 246)
42 Ich zitiere die etwas beschwerlich wiederzugebende Zählung des Herausgebers ausschließlich der rascheren Orientierung wegen nach der Seitenzahl seiner Edition und der Zeilenzahl der abgedruckten Handschriftenseite bzw. -spalte.
43 Bereits im Mittelalter wurden Eberhard der Deutsche und Ebrard von Béthune, der Verfasser des ‚Graecismus‘, verwechselt; vgl. Worstbrock 1980 (wie Anm. 40), Sp. 273.
44 Szklenar 1981 (wie Anm. 41), S. 254, 48-55.
45 Szklenar 1981 (wie Anm. 41), S. 85.
46 Darauf deuten die den Band einleitenden ‚Institutiones oratoriae‘ des spanischen Wanderhumanisten Jacobus Publicius.
47 Vgl. die Nachweise bei Szklenar 1981 (wie Anm. 41), S. 89f.

48 Von den elf bei Szklenar 1981 (wie Anm. 41) aufgeführten Hss. (S. 89-99) nennt nur ein Drittel den Verfasser des Kommentars.
49 Wolfram Schneider-Lastin, „Christine de Pizan deutsch (Handschriftenfunde zur Literatur des Mittelalters 122)“, in: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur, 125 (1996), S. 187-201; mit nhd. Übersetzung: ders., „Christine de Pizan, Prolog zum Livre des fais d'armes et de chevalerie in einer deutschen Übersetzung des 15. Jahrhunderts“, in: Querelles. Jahrbuch für Frauenforschung, 2 (1997), S. 317-323. Vgl. jetzt Elisabeth Schreiner, Christine de Pizan als Vermittlerin von Wissen und Wissenschaft, in: Künstler – Dichter – Gelehrte, hg. von Ulrich Müller und Werner Wunderlich, Konstanz 2005 (Mittelalter Mythen 4), S. 269-286.
50 Schreiner 2005 (wie Anm. 49), S. 277f.
51 Schneider-Lastin 1996 (wie Anm. 49), S. 200 Anm. e. Schreiner 2005 (wie Anm. 49), S. 279 zitiert den Abschnitt aus Schneider-Lastin 1997 (wie Anm. 49), ohne auf die Korrektur einzugehen.
52 The book of fayttes of armes and of chyvalrye, translated by William Caxton, hg. von A. T. P. Byles, London 1932 (Early English Society, Old Series 189), S. 7, 17f.
53 Schneider-Lastin 1996 (wie Anm. 49), S. 195 Anm. 27.
54 Vgl. Jaroslav Kadlec, „Nikolaus von Jauer“, in: VL (wie Anm. 4), Bd. 6 (1987), Sp. 1078-1081; grundlegend noch immer: Adolph Franz, Der Magister Nikolaus Magni de Jawor. Ein Beitrag zur Literatur- und Gelehrtengeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts, Freiburg 1898.
55 Frank Fürbeth, Johannes Hartlieb. Untersuchungen zu Leben und Werk, Tübingen 1992 (Hermaea 64), S. 101.
56 Fürbeth 1992 (wie Anm. 55), S. 101.
57 Fürbeth 1992 (wie Anm. 55), S. 102. Ich habe den Text zum besseren Verständnis geringfügig interpungiert.
58 Übersetzung: Fürbeth 1992 (wie Anm. 55), S. 103.
59 Fürbeth 1992 (wie Anm. 55), S. 105.
60 Vgl. Klaus Grubmüller, „Hartlieb, Johannes“, in: VL (wie Anm. 4), Bd. 3 (1981), Sp. 480-496, bes. Sp. 488f.
61 Hartliebs Abhängigkeit wurde erst durch Fürbeth 1992 (wie Anm. 55) aufgedeckt.
62 Fürbeth 1992 (wie Anm. 55), S. 115.



Prof. Dr. Christoph Fasbender

Studium Deutsch / evangelische Theologie an der Georg-August-Universität Göttingen für das Lehramt an Gymnasien, ab 1994 Wiss. Mitarbeiter an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Promotion 1999, ab 2001 Hochschulassistent, ab 2006 Oberassistent, Habilitation 2007; ab 1.4. 2009 Vertretung der Professur für deutsche Sprach- und Literaturgeschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit an der TU Chemnitz; seit 1.6.2009 ordentlicher Professor. Am 30.11. Wahl zum Dekan der Philosophischen Fakultät der TU Chemnitz.

Fünf wichtige Veröffentlichungen

- Über die Selbstverortung der Literatur in der mittelalterlichen Literaturgeschichte, in: Regionale Literaturgeschichtsschreibung. Aufgaben, Analysen und Perspektiven, hrsg. v. Jens Haustein und Helmut Tervooren. Berlin 2003 (Zeitschrift für deutsche Philologie 122. Sonderheft), S. 143-157.
- Einübung in Literatur. Textuale Strategien der Vermittlung literarischer Kompetenz in Dichtungen aus dem Umfeld des Deutschen Ordens, in: Deutsche Literatur im östlichen Europa, hrsg. v. Ralf G. Päsler und Dietrich Schmidtke. Heidelberg 2006, S. 107-123.
- Der ‚Wigelis' Dietrichs von Hopfgarten und die erzählende Literatur des Spätmittelalters im mitteldeutschen Raum. [Habil.-Schrift masch. Jena 2006]. Stuttgart 2010 (Beiheft zur Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 10).
- Der ‚Wigalois' Wirnts von Grafenberg. Eine Einführung. Berlin und New York 2010 (de Gruyter Studienbuch).
- Die Jenaer Liederhandschrift und ihr Umfeld im 16. Jahrhundert. Mit einem Rückblick auf das 15. Jahrhundert, in: Die Jenaer Liederhandschrift. Text und Notation, Geschichte und Überlieferungsumfeld. Unter Mitarbeit von Wolfgang Beck und Christoph Fasbender, hrsg. v. Jens Haustein und Franz Körndle. Berlin und New York 2010, S. 163-179.

Köpfe für Chemnitz

Antrittsvorlesungen der Philosophischen Fakultät der Technischen Universität Chemnitz

1. Christoph Fasbender (Deutsche Literatur- und Sprachgeschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit): Et non sit tibi cura quis dicat, sed quid dicatur. Kleine Gebrauchsgeschichte eines Seneca-Zitats. (2011)
2. Winfried Thielmann (Deutsch als Fremd- und Zweitsprache): „Seit wann ist denn das Deutsche eine Fremdsprache?“ (2011)
3. Cecile Sandten (English Literature): Metroglorification and Diffuse Urbanism. Literarische und Mediale Präsentationen des Postkolonialen im Palimpsestraum der Neuen Metropolen. (2011)
4. Klaus Stolz (British & American Cultural and Social Studies): Football and National Identity in Scotland. (2011)

Umschlaggestaltung:
Anja Päßler, nach einer Vorlage von Karla Bauer
Umschlag:
Kanzel des Straßburger Dompredigers Johann Geiler von Kaysersberg
Michelangelo Buonarroti: Die Erschaffung Evas (Ausschnitt aus dem Deckengemälde der Sixtinischen Kapelle)
Fotografie Seite 37: Anja Päßler





TECHNISCHE UNIVERSITÄT
CHEMNITZ

1836-2011
175 Jahre